

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Heft 5.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 2. März 1890.

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 1/4 M.

XVII. Jahrg.

Der Herr Senator.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Tina richtete sich, erst jetzt voll zur Besinnung kommend, höher auf. „Mein Gott, Follart, — was bedeutet das?“
„Sprich leise, wie ich. Es bedeutet, daß ich nicht Bürgermeister in unserer Stadt bleiben kann. Du mußt wissen, warum, deshalb bin ich



Scaramuccia (1642).

„Um unseres Vaters willen, Tina? Du bist noch nicht ganz wach, Schwester, — um feinetwillen darf dein Sohn morgen nicht mehr hier, nicht mehr Bürgermeister sein.“

„Follart — —!“

Das Mädchen war mit einem lauten Aufschrei aus dem Bette gesprungen und stand in den weißen Nachtkleidern mitten im Zimmer. Einige Sekunden regungslos, einer aufrechten Leiche ähnlich; man sah, der Herzschlag hatte ihr ausgefetzt, nur ihre weitoffenen Augen starrten den Bruder an. Dann sagte sie langsam:

„Habe ich Dich verstanden, Follart?“

Er nickte kurz und setzte hinzu: „Ich habe heute auch erst verstanden, was ich neulich gehört. Erinnerst Du Dich an den Knecht, der den Zwergenhut auf dem Kopf trug und wähnte, was er immer thue, bleibe ungeschoren. Er war ein armer, hilfloser Mensch, und bitterste Noth trieb ihn zu seiner Unredlichkeit, — Sorge und Verzweiflung, — ich wußte das damals nicht, — für seine Frau und seine Kinder. Soll eines von ihnen ihm den Hut vom Kopfe schlagen, Tina, wie es unserem Vater im Traum geschehen?“

Die Befragte stand wortlos. Unter dem Linnen rang ihre kräftige Brust einigemal in hohem Aufwogen, bis der Mund darüber hervorbrachte:

„Nein, Follart.“

„Dann muß ich also fort. Lebe wohl, Schwester!“

„Nein, warte, — warte bis morgen!“ In den Zügen der Antwortenden lag ein Ringen nach Besinnung mit einer irren Angst gemischt. Sie sah dem rasch auf die Thür Zutretenden nach, folgte ihm: „Follart, — laß mich nicht so! Was soll ich, — was soll ich dem Vater sagen, wenn Du fort bist, — warum —?“

Er hatte den Griff der Thür gefaßt, diese halb geöffnet und stieß mit bitterem Tone hervor:

„Sag' ihm, ich hätte das Haus um Dode's willen verlassen, — ich könne nicht mehr mit ihr zusammenleben, — es ist Wahrheit.“

Unweit von ihm, auf dem Vorplatze, tönte ein halberstücker, zuckender Laut von Menschenlippen auf, daß er unwillkürlich, hinausstretend, fragte: „Wer ist hier?“ Durch ein Seitenfenster fiel auch auf den Flur Mondlicht herein, weniger hell zwar, doch ausreichend, Gestalt



Der schöne Leandro (1850).

und Gesicht Dode's unterscheiden zu lassen. Unwiderstehlich getrieben, war sie Follart hinauf nachgefolgt, hatte von der Unterredung der Geschwister nur den Schrei Tina's und jetzt seine letzten Worte vernommen. Schneeweiß erblaßt stand sie; er stützte heftig vor ihrem unerwarteten Anblicke zurück, suchte vergeblich einige Augenblicke nach Fassung, nach Worten. Vielleicht zum ersten Male im Leben ließ er erkennen, daß die äußere Ruhe seiner Natur Anders unter sich barg, eine ungeheure Erregung im Innern verschnürte ihm die Kehle. Dann rang er bebend heraus:

„Hast Du gehört, so hast Du's vernommen und weißt es. Ich befehle Dich von mir, — was siehst Du mich an? — Stellst Du Dich mir zum Hohne in den Weg, um meine Dual zu vermehren? Das ist unmenschlich, kannst nur Du, — laß mich, — laß mich, was ich muß!“

Sie rührte keine Hand, aber die zitternde Anspannung aller Glieder seines kraftvollen Körpers regte den Eindruck, als ob sie unsichtbare Ketten über ihn geworfen, ihn damit festgebannet halte und zum Aufbieten alles Vermögens des Leibes und der Seele nöthige, um sich loszureißen. Doch nun drehte sie, heftig zusammenjährend, den Kopf. In den ungewissen weißen

bei Dir. Ich habe heute den ganzen Tag auf dem Rathhause Bücher und Rechnungen revidirt; meine Pflicht, mein Eid würden mich zwingen, eine gerichtliche Untersuchung anstellen zu lassen. Es fehlen in der städtischen Kasse zweitausend Speciesthalern in Ducaten, die darin vorhanden sein müßten. Aber sie sind es nicht, weder im Geldschrank, noch im Hauptbuch.“

„Dann muß natürlich der Dieb auffindig gemacht werden, — ich verstehe Dich nicht Follart, — was geht das Dich an? Du trägst ja keine Schuld —“

„Nein, doch die Schuldigkeit, es kund zu machen. Die Summe ließe sich, — vielleicht, — durch irgendwelche Mittel aufbringen und ersetzen. Aber es ist schlimmer, Tina, unabwendbar. Es handelt sich beinahe um das Zwanzigfache. Ich habe zwölf Stunden ohne Anhalt verglichen, geprüft, nachgerechnet; seit langen Jahren sind unrichtige Eintragungen, — Fälschungen, — in den Büchern, so geschickt verborgen, daß nur mein durch das Fehlen des ersten Betrages rege gewordener Verdacht überhaupt zu einer Nachforschung und Entdeckung des Betrages Anlaß geben konnte. Du siehst, Tina, ich muß fort, noch in dieser Nacht, irgendwohin, wo Niemand mich auffindet, mich zur Rechenschaft zu fordern.“

Der Blick des Mädchens verweilte erschrocken auf den im Mondlicht todtblassen Zügen des Bruders. „Das ist ja entsetzlich, Follart, unbegreiflich. Aber es bleibt doch das Nämliche, daß Dich keine Verantwortung dafür treffen kann. Du bist ja viel zu kurze Zeit erst hier, hast im Gegentheil das Verdienst, so rasch die Unterschlagungen aufgefunden zu haben. Du mußt bleiben, — darfst nicht fort um unseres Vaters willen, den sonst der Vorwurf treffen würde, daß er nicht achtung genug gewesen, die Fälschungen nicht entdeckt hat.“



Der Herr Notar (1725).



Pulcinella (1820).

Das Volks-Schauspiel der Italiener.

In dem Artikel „Vom Bühnenkostüm“ von Robert Pröhl, Seite 37.

Mondglanz mischte sich ein gelbes Licht ein, es kam über die Treppentufen herauf, von einer Kerze in der Hand des Senators ausgehend. Er schattete sich die Augen und fragte, mit dem Blicke voraussuchend: „Wer hat hier oben geschrien und spricht noch so laut nach Mitternacht?“

Niemand antwortete. Alle sahen ihn schreckverstummt an; auch Tina war, ohne ihres Bekleidungsstandes zu gedenken, auf den Borplatz herausgekommen und stand athemverhalten da. Die Gesichter jetzt erkennend, sagte Gundermann erstaunt: „Ihr seid's? Ich dachte, die Mägde, — und Du im Nachtzeuge? Was habt Ihr mit einander, weshalb steht Ihr hier zusammen, statt zu schlafen?“

Nun gelangte Dode zu Regungsfähigkeit und Sprache. Entschlossen trat sie auf den Fragenden zu und erwiderte: „Folkart will die Stadt verlassen, weil er meinen Anblick im Hause nicht mehr ertragen kann. Aber er soll es nicht; ich wache noch, weil ich zu Dir wollte, Dir zu sagen, daß ich fortgehe, um nicht wieder zu kommen. Leb' wohl und habe Dank für Alles, was Deine Güte bis heut' an mir gethan!“

Man sah, sie wollte den Vorgang so rasch als möglich beenden, denn sie suchte gleichzeitig schon, die Treppe zum Hintereilen zu erreichen. Doch mit plötzlich vorgelegtem Fuße vertrat Folkart ihr den Weg, faßte ihren Arm und hielt sie. „Bleib! Du sollst ihn nicht auch verlassen! Daran will ich nicht Schuld tragen.“

Gundermann fand jetzt für sein begriffloses Erstaunen Ausdruck: „Ihr Beide wollt, — was bedeutet das?“

Folkart erwiderte, doch nicht ihm, noch gegen Dode gewandt: „Du hast falsch gehört, ich gehe nicht um Deinetwillen. Auch wenn Du fort wärest, könnte ich nicht bleiben.“

Er drehte den Kopf: „Ich muß, Vater; es ist für uns Alle nothwendig. Auf dem Rathhause liegt ein an Dich adressirter Brief mit der Anzeige, daß ich mein Bürgermeister-Amt niedergelegt. Mir ahnte vorher, ich würde mich der Stellung nicht gewachsen fühlen, deshalb zögerte ich mit der Annahme. Seit heute weiß ich, daß ich mich darin nicht getäuscht: ein Sohn kann, wenn auch nur dem Namen nach, nicht der Vorgesetzte seines Vaters sein. Das ist der Grund, den das Schreiben der Bürgererschaft für meinen Rücktritt anführt.“

Während seines Sprechens hatte Dode mit einem Rucke den Armel ihres Kleides aus seiner Hand losgemacht und war unbeachtet, einem lautlosen Schatten gleich, die Treppe hinabgestiegen. An das Geländer derselben mit der Linken zurückgreifend, stand der Senator; in seiner Rechten zitterte die Lichtkerze mit irrweiltig herüber und hinüber taumelnder Flamme. So sah er seinem Sohne geisthaften Blickes in's Gesicht, wohl eine Minute fast stumm. Dann sagte er:

„Du willst fort — —?“

Er hielt an, athmete einmal schwer und fügte nach: „Meine Nerven sind etwas aufgereggt, denn ich habe eine böse Nachricht erhalten. Die Tina' ist untergegangen, und Schiff und Ladung waren nicht versichert. Man kann es wohl unvorsichtig heißen, aber die Kasse reichte gerad' nicht aus, und ich dachte, — das Fahrzeug ist mit fremdem Gelde gebaut, und ich muß den Verlust nun decken.“

Die Worte kamen ihm mit einem halbverworrenen Klang, nicht wie zu den Hören, wie zu sich selbst gesprochen, vom Munde. Und doch sollten sie unverkennbar Jenen auch etwas begründen, das Beben seiner Hand, das schwankende Licht. Es war ein tief Mitleid erweckender Anblick; das hülflose Gesicht Gundermann's sah in der flackernden Beleuchtung wie plötzlich um ein Jahrzehnt gealtert aus, von schwer eingegrabenen Furchen, die man bei Tage nicht gewahrte, durchzogen. Jetzt faßte Tina, jäh vorrückend, den Arm ihres Bruders: „Bleib, Folkart!“

„Du weißt, daß ich's nicht kann, — daß Du das Gegentheil von mir fordern mußt.“

Der Gesichtsausdruck des Antwortenden ließ erkennen, eine Verlängerung dieses nächtlichen Zusammenstehens übersteige das für seine Kraft Ertragsbare. Den Arm vorstreckend, schloß er kurz die Finger um die zitternd den Leuchter haltende Hand seines Vaters und sprach:

„Könnst' ich Glibd um Glibd von mir verkaufen, Vater, Dir Hülfen zu bringen, — zehnmal gab' ich mein werthloses Leben dafür. So thu' ich das Einzige, was in meiner Macht ist. Leb' wohl!“

Er wandte sich den Stufen zu, hastig verhallte sein Fußtritt drunten auf dem Flux, durch die Hausthür in den Garten. Tonlos murmelte der Senator, starr dreinblickend: „Er geht —“

Nun umfaßte ein kräftiger Arm ihm den Leib, und eine mild-liebvolle Stimme sagte: „Mein lieber Vater, — leg' Dich zu Bett! Komm, ich bringe Dich hinunter.“

Er fuhr zusammen und brachte mühsam von den Lippen: „Bin ich Dein lieber Vater?“

„Warum sollst Du es nicht sein? Du warst es ja immer und bleibst es stets.“

Tina nahm ihm das Licht aus der Hand und führte auf ihren bloßen Füßen, ihn umschlungen haltend und stützend, den haltlos Schwankenden die Treppe hinunter. Er that willenlos nach ihrem Geheiß; sie half seinen unfähigen Händen drunten bei'm Auskleiden, dann lag er im Bett hingestreckt, und sie sah, seine Hand haltend, neben ihm. Ein paar Mal suchte er zu sprechen, doch umsonst, der Laut kam nicht hervor. Endlich gelangen ihm die stockenden Worte:

„Du weißt — Alles —“

„Ja, daß für die Tina' keine Hoffnung mehr ist und wir darauf denken müssen, für ihren Verlust Ersatz zu schaffen. Laß uns heute nicht mehr davon sprechen; suche zu schlafen, lieber Vater. Morgen wird sich schon ein Hilfsmittel finden; man muß im Leben auf einen Schiffbruch gefaßt sein und besonnen retten, was sich retten läßt. Ich bitte Dich, schlafe nur und vergiß bis morgen.“

Nach einer Weile fragte Gundermann noch einmal mit bang verhaltenem Ton:

„Weiß auch Dode —?“

„Nein. Sie war schon fort, als Du uns von dem Unglücke sprichst.“

„Warum stand sie denn in der Nacht mit Euch droben?“

„Ich weiß es nicht; es war wohl Zufall, daß Folkart sie dort traf, als er meine Stube verließ.“

Die Finger des Senators zogen sich krampfhaft um die Hand seiner Tochter zusammen. „Versprich mir, ihr nichts zu sagen —“

„Gewiß nicht, lieber Vater.“

Sein Athem ward etwas ruhiger, allmählig leiser und gleichmäßig. Tina horchte: Erschöpfung durch die ungeheure Erregung schien ihn in Bewußtlosigkeit fallen zu lassen. Eine Zeitlang blieb sie noch sitzen, dann löschte sie das Licht und ging leise hinaus. Offenbar lag er im Schlafe.

Als sie droben auf ihrem Zimmer ankam, war dies noch mondhell wie zuvor. Sie blieb einen Augenblick in der Mitte stehen und sah um sich her. Dort stand das Bett, an dem ihr Bruder gefessen, aus dem sie plötzlich mit einem Schrei aufgesprungen. Wann war das geschehen? Ihr erschien's, vor unausdenkbarer Zeit, als sei's in einem anderen Leben gewesen.

Nun fiel ein Frostschauer über sie, vom Scheitel bis zum Fuße hinunter; seit länger als einer Stunde befand sie sich auf bloßen Füßen in dem leichten Nachtkleide. Sie zog hastig die an ihrem Bette liegenden Kleider wieder an; Folkart hatte bei seinem Kommen gesagt, es sei keine Nacht zum Schlafen.

Wohin mochte er gegangen sein, was wollte er, und wo war Dode? So todtensill lag das Haus, es schauerte etwas daraus an, daß sich kein Leben in den Stuben befinde.

Doch es war auch keine Nacht, daran zu denken. Tina stand am offenen Fenster und blickte hinaus, eine Stunde lang und noch eine. Der Mond schwand, aber im Osten färbte es sich, ein neuer Tag kam herauf, wolkenlos schön. Als die Sonne ihre ersten Goldfunken über den Horizont warf, that Tina Gundermann Selbstfames. Sie trat vor den Spiegel und ordnete sorgfältig ihr wirr aufgegangenes Haar.

Noch aber war die Mondnacht von wunderbarer Schönheit; kein Hauch und kein Laut mischte sich ein, tiefste Ruhe überbreitete die weißbestrahlte Welt. So hell war's, daß Dode am Feldwegrande auf Blütenlöpfen nächlich rastende Schmetterlinge wahrnahm. Bei ihrem Vorüberkommen schlug einmal einer die zusammengeklappten Flügel aus einander; sie blieb stehen und sah darauf nieder. Er mochte geglaubt haben, es sei Taglicht; einige Augenblicke verharrte er so. Doch dann faltete er die bunten Fittige wieder in die Höhe, der Glanz vom Himmel herab wärmte nicht, und Dode ging, von ihrem Schatten begleitet, weiter.

Fast unbewußt, mechanisch hatte sie den Weg nach ihrer altvertrauten Waldstätte eingeschlagen. Wohin sollte sie sonst? Der Fuß lenkte den Kopf, in dem sich die Gedanken drängten und überjagten, unfähig, selbst zu einem Wollen zu gelangen. So kam ihr erst, wo sie sei, als sie an dem Rande der stillen Dichtung stand. Ihr Auge erkannte Alles umher, die altvertrauten Stämme, graues Gestein, ihren Sitz auf der hochgewölbten Baumwurzel. Doch so hatte sie es nie gesehen; wie anders lag's, als in der Sonne und auch als im Abendlicht! Berirrte Mondfunken fielen da und dort hinein, aber wie Schneeflocken deckten sie den Grund, keine Helle verbreitend; neben sich beliehen sie ein schwarzes Nichts. Wie dunkel, kaum unterscheidbar zog sich lautlos die tiefe Au dahin; wie schweigend ernst dachten die weitvorigewölbten Buchenäste ihr düsteres Gezweig darüber!

Nun sah Dode, wie sie wohl tausendmal hier gefessen, und doch noch niemals so. Sie fühlte sich todmüde, als ob sie viele, viele Meilen weit gegangen, nur das eine Begehren, sich hinzustrecken und die Augen zu

schließen. Und doch konnte sie dies nicht, denn sie war ja noch am ersten Anfange ihres Weges und mußte darüber denken, wohin er sie führen solle und könne.

Irgendwohin in die Welt hinaus, einzig nach einer Richtung nicht, nicht in das Haus zurück, aus dem sie fortgegangen. Inmitten der Nacht hatte sie dort Abschied genommen, und Niemand hatte die Hand ausgestreckt, um sie zu halten, Tina nicht und ihr Vater nicht. Beide waren wortlose Anhörer des von ihr ausgesprochenen Entschlusses gewesen; er fiel ihnen gleicherweise erwünscht, da er die Bedingung für das Bleiben Folkart's bildete. Dieser allein hatte ihren Arm gefaßt, sich ihrem Wegange zu widersetzen. Zum Scheine, um edelmüthige Selbstverleugnung kundzugeben, von der er wußte, er könne sie ungefährdet überleben. Es lag ein tödlicher Hohn darin, noch schmerzvolleren Stachel in die Brust drückend, als die reglose Gleichgültigkeit der Anderen.

Dode lehnte den müden, gedankenirren Kopf an den Stamm zurück. Das Gefühl, das sie von frühen Kindertagen auf oft nicht niederzukämpfen vermocht, hatte ihr nur zu wahr gesprochen; sie war immer eine Fremde, eine rechtlos Eingebundene gewesen. Und offenbar hatte man darauf gewartet, sie werde dies eines Tages selbst erkennen. Und jetzt, da sie dies gethan, pflichtete man ihr schweigend bei. Oder vielmehr laut genug hatte der Schrei Tina's geredet, den sie ausgestoßen, als ihr Bruder ihr seine Absicht, das Haus zu verlassen, kundgethan, sie damit aus dem Schlafe geweckt.

O schlafen! Es war Dode's einziger Drang. Doch sie konnte es nicht, sie mußte ja denken, wohin sie morgen gehen, was sie beginnen, wie sie ihr Leben fristen sollte. Vielleicht als Lehrerin bei kleinen Kindern, oder als Verwalterin in einem vornehmen Hause. Aber sie würde immer zu müde sein, um unterrichten, und ebenso, um zufriedenstellend eine Wirthschaft führen zu können.

Gewiß lag es in der Absicht des Senators, sie nicht hungern zu lassen, sondern sie zu unterstützen. Wenn der Tag kam, sorgte man doch nach ihrem Verbleiben, um sie mit dem auszurüsten, dessen sie bedurfte, reichlich, aus Dankbarkeit für ihr Fortgehen.

Also mußte sie sich gut verbergen, daß man sie nicht auffinde. Denn solche Wohlthat, ein ihr nachgesandtes Almosen, eine Bezahlung für das Verlassen des Hauses wäre das Letzte gewesen, was sie zu ertragen vermocht. Ihr aus der Hand des Senators zugewandt, hätte es das Erbtheil Folkart's verringert, wäre ihr von Diesem gekommen. Das wollte sie nicht, um nichts in der Welt!

O, schlafen können und nicht wieder aufwachen!

Dode wußte es nicht, doch ihr Kopf glitt langsam an dem Stamme nieder, auf eine weiche Mooswölbung daneben hinunter, und die Lider fielen ihr über die Augen.

Ja, sie mußte sich irgendwo verbergen, wo Niemand sie fand, zu ihr treten, sie an der Hand fassen und sagen konnte: „Komm zurück, — Dein Weggang war thöricht, — was sollen die Leute davon denken? Wir wollen es noch einmal mit Deiner Anwesenheit im Hause versuchen —“

„Nein! Nein!“ rief sie im Traume aus, — „ich muß mich besser verstecken —“

Da kam's ihr, sich mit unsäglicher Beschwichigung über sie breitend. Anfänglich konnte sie's noch nicht deutlich unterscheiden, aber sie wußte, es sei irgendwo vorhanden, sie müsse nur danach suchen. Eine ruhige dunkle Fläche unter einem überhängenden Laubdache, — dort sei ein Bett und zugleich ein sicherer, unauffindbarer Versteck, und wenn sie sich dorein lege, schlafte sie so schön und ruhig und fest, wie die Müdigkeit in ihr es sehnsüchtig verlange.

So ging sie im Traume suchend vorwärts, denn sie wußte jetzt auch die Richtung und mußte bald dorthin kommen. Und ihre Brust athmete nun ruhevoll in die Nacht.

Auch Folkart Gundermann hatte das väterliche Haus verlassen, ohne zu wissen, nach welchem Ziele. Es war zunächst gleichgültig, wohin er ging, nur das Eine nothwendig, daß er aus der Stadt fort sei, auf keine Fragen Antwort zu geben brauche. Er mußte seinem Heimathlande den Rücken wenden, in der Fremde, der Ferne sich irgendwo eine neue Lebensmöglichkeit suchen; an einem Orte, wo Niemand ihn kannte, von seinem Dortsein Kunde gab.

Doch wohin? Gedanken unwälvend ging er bald hier, bald dort, auf schmalen Wegen durch die mondbe-glänzten Felder; stundenlang, der Schlag der Kirchthurm-Uhr kam dann und wann in der Nachstille von der Stadt zu ihm herüber. Unheimlich hatte es schon seit manchen Tagen um ihn gelegen, ohne daß er sich Rechen-schaft geben konnte, was es sei; hin und wieder einmal, wenn er bei seiner Thätigkeit auf dem Rathhause gefessen, etwas ihn wie mit einer unsichtbaren Hand gespenstlich Anrührendes. Aber so jählings, blendend und betäubend war es ihm heute vor den Augen herabge-

jahren, daß seine sichere Kraft bis in den letzten Grund erschüttert worden. Nur das Eine, was er mußte, hatte er zu fassen vermocht; weiter noch nichts.

Mechanisch glitt er im Gehen mit der rechten Hand über die hohen, silbern-goldig neben ihm aufragenden reifen Kornähren. Das hatte er oft als Knabe gethan, — und wieder einmal, — ihm lam's, — vor noch nicht langer Zeit. Es floß ihm aus der Berührung der langen Grammen mit einem Gedächtnißhauer durch den Körper; er stand still und sah um sich. War es nicht an diesem selben Wege gewesen?

Ja, — die Nacht lag so hell, ließ Alles zweifellos erkennen. Hier war er gegangen, dem schwarzen Waldrande drüben entgegen; um ein Duzend Schritte weiter glimmerte der weiße Sandbodenfleck, von dem eine Wolke von Blänlingen um ihn aufgestoben. Nach der Anweisung Tina's hatte er in der funkelnden Vormittags-sonne diesen Weg eingeschlagen, um Dode zu finden, ihr den Grund seiner Abneigung von jeher gegen sie rückhaltlos darzuthun. Und dann war er hier zurückgekommen, ohne mit ihr gesprochen zu haben, weil sie schlafend unter dem Baume gelegen.

Warum hatte er sie damals nicht geweckt, mit schonungslosen Worten ihren Stolz, ihren Troß herausgefordert, daß sie auch ihn in Joru gebracht, zum Haß gegen sie aufgeflammt hätte? Es wäre besser gewesen.

Was sollte das? Wer Dornen gesäet, mußte Dornen ernten. Nur der Weg weckte ihm die Erinnerung daran.

Aber unwillkürlich folgte er demselben jetzt weiter nach, wie damals in der Sonne. Ihm that noth, sich zu beschwichten, Raft für den Körper zu suchen, um seine Gedanken sammeln, auf ein festes Ziel richten zu können. Weiter drüben fand sich ein Sitz, den er schon einmal eingenommen; dahin zog's ihn. Es war der rechte Platz für eine letzte Rückschau, ein Abschiednehmen von der Vergangenheit.

So ging er weiter, eine Strecke noch im Lichte, dann hörte dies mit einem Schlage auf. Der absteigende Mond trat hinter die hohen Waldwipfel, unter denen das Auge beim ersten jähen Uebergang nichts mehr wahrte; ein Scheidestrich trennte die Glanzhelle von tiefer Nacht. Der Hinübergetretene mußte anhalten, den Blick zu gewöhnen, der allmählig wieder die Fortsetzung des Pfades unterschied, zwar mehr ahnend, als wirklich erkennend. Undurchdringliche Schatten lagen rechts und links, doch ein Abglanz von der Lichtung drübenher machte tastendes Vorwärtsschreiten möglich. Und in Follart war jetzt der Wille wach geworden, zu jener Stelle zu gelangen, als könne er dort allein finden, wonach sein Kopf suchte.

Nun kam ihm ein Anhalt, der geisterhaft mattauspiegelnde und wieder verschwindende Glimmer zur Linken war die Au; wo sie fast in rechtem Winkel umbog, wenige Schritte nur zwischen die Stämme hinein mußte er seinen Zielpunkt treffen. Das Gedächtniß täuschte ihn nicht; dort in der schwarzen Finsterniß hatte Dode schlafend gelegen, und er auf dieser Baumwurzel, die seine Hand überglitt, gesessen. So, wie jetzt.

Kein Laut um ihn her, nur in ihm das schwer und hoffnungslos klopfende Herz. Ja, der richtige Sitz war's, deutungsvoll dem Gefühl und der Erkenntniß des Kastenden entsprechend. Draußen die überstrahlte Welt und um ihn tiefes Dunkel.

Die Welt, in die er davon sollte, um sein Dasein zu ringen, es weiter zu kräften. Wohin und wozu? In der Fremde, wie ein gezeichnetes Thier; losgerissen von Allen, was sein Leben bis heute befehlte, leer, freudlos und freudlos. Und daß die Zukunft so vor ihm lag, seine eigene Schuld war's, von Knabenzeit angehäuft, gehäuft. Ohne sie hätte er jetzt, — vielleicht, — unter dem Schicksalsschlage nicht einsam zusammenbrechen müssen. Wenn er die Dornen, den Haß nicht ausgesäet.

Gewaltfam schüttelte er es von sich ab, er mußte Anderes zu entwirren suchen und dachte nach. Was half es denn, daß er fortging, verschwand, bei Tag und Nacht von Sorgen und Angst um die Zurückgebliebenen gemartert? Ein neuer Bürgermeister kam, — würde er weniger scharfsichtig sein? Es ließ sich nicht hoffen, nicht erwarten. Nur eine Frist war's, dann brach das Verhängniß doch herein.

Rein, für die Schuldlosen, für Tina und für Dode ließ es sich nicht erhoffen, für den Schuldigen nicht erwarten. Gleichermäßig mußten sie in dem hereinbrechenden Sturme untergehen.

Und doch, er durfte, er konnte nicht anklagen, wie vor dem Richter nicht, so auch nicht vor sich selbst. Er brach Pflicht und Eid damit, aber nach einer höheren Säkung mußte er's. Und nicht vor sich selbst durfte und konnte er den Schuldigen anklagen, denn die Erkenntniß seines schuldig Gewordenseins, das tiefste Mitleid, die Sohnesliebe legten sich in die Wage und zogen die Schale der Gerechtigkeit empor.

Nichts, — als Ende alles Denkens auf der Erde, nichts, als das tödliche Verlangen, zu helfen, gut zu machen, und die Verzweiflung, es nicht zu können.

Die Stunden schritten; gleich dem Zifferblatte einer Uhr lagen die Felder draußen, von denen das Mondlicht schwand. Ferner und ferner, vom wachsenden Schattenwurze des Waldes verdrängt, rückte die beglänzte Welt in die Weite, ein schmaler und schmalerer Streifen, und nur die Nacht blieb.

Plötzlich fuhr der Kopf Follart's, von einem Gedanken durchschossen, auf. Unbewußt hatte es sich ihm schon länger darin zusammen gebildet, überallher, doch auf einmal stand's jetzt klar und fertig zugleich vor dem Erkennen seines Verstandes und seines Gefühles. Wenn bei einer Entdeckung der Verdacht der Schuld auf einen Anderen fiel, — überzeugend, weil er aus Furcht davor, aus Gewissensbissen selbst seinem Leben ein Ende gemacht.

Dann trüge sein Gedächtniß allein die Schande, die er den Zurückbleibenden abgenommen, — und er selbst brauchte nicht mehr mit doppelter Marter im Herzen in die dunkle, fremde, leere Welt hinaus, — schließe ruhig mit dem letzten Bewußtsein, Sohnes- und Bruderpflicht erfüllt, Haß mit Liebe vergolten zu haben.

Vielleicht war's ein Trugblendwerk der Hoffnung, doch übermächtig faßte es ihn. Er wollte nicht drüber denken, ob es täuschen könne. — Ein's, das Letzte brachte es mit Gewißheit, und sah stand er von seinem Sitze auf. Wenige Schritte vor ihm lag die Au, erkennbar jetzt, denn im Osten kam der neue Tag herauf und warf seinen ersten Schimmer unter das übernickende Gezweig auf das stille, tiefe Gewässer. Und rasch trat sein Fuß darauf zu.

Da tönte hinter ihm aus der schwarzen Waldnacht zweimal der Ruf einer Stimme: „Follart, — Follart!“

Wie von einem Blitze getroffen, fuhr er zusammen, stand gelähmt, betäubt. Die Stimme Dode's war's gewesen, doch sonderbar, wie er sie nie im Leben vernommen. Eine Sinnesstörung der überreizten Nerven mußte es sein, des letzten Augenblickes, ehe sein Denken und Empfinden für immer erlosch.

Ohne Bewußtsein wandte sein Kopf sich jetzt und sah zurück. Hinter ihm war Alles dunkel, still und reglos.

Rein, doch nicht, — da wiederholte sich der sonderbare Ton, deutlich vernehmbare Worte: „Warum, — warum haßt Du mich so?“

Das war kein Sinnesstrug, sondern von Menschenlippen gesprochen, aber nicht von wachenden, unerkennbar im Schlafe, im Traume. Die Kniee Follart's zitterten, er schwankte, brach zusammen. Zum ersten Male im Leben drohten seine Sinne ihm in einer Ohnmacht zu vergehen.

Minuten vergingen, ehe er sich zu regen, aufzurichten vermochte, das Morgenlicht hatte zugenommen, spielte zitternd zwischen die Stämme hinein. Athemverhaltend, lautlosen Schrittes bewegte er sich vorwärts; dann unterschied er eine hingestreckte Gestalt, an der nämlichen Stelle, wo Dode damals am Mittage so gelegen. Behutsam bückte er sich über sie, sie schlief; ihr blaßes Gesicht ließ sich im Umrisse erkennen. Stunden hindurch hatte er, einige Schritte von ihr entfernt, ohne Ahnung in ihrer Nähe gesessen.

Warum befand sie sich in der Nacht hier, sie, die allein von der Schreckniß, die über dem Hause lag, nichts wußte?

Sie war vor ihm daraus fortgegangen, um nicht länger mit ihm zusammenleben zu müssen. So, wie er Tina gesagt, daß er es thue.

Follart begab sich wieder von ihr fort und setzte sich haltlos auf den Boden. Was hatte sich denn geändert, daß er seinen vorher gefaßten Entschluß nicht ausführte? Hier freilich konnte er's jetzt nicht, sie wäre davon erwacht. Doch etwas weiter entfernt; auch dort war die Au tief genug.

Aber ein Nachklang im Ohre lähmte ihm die Fähigkeit, sich zu regen, etwas zu wollen. Warum hatte sie im Traume seinen Namen gerufen und mit diesem Tone, der Alles in ihm zu irretem Zittern gebracht, ihn vom Todesprunge zurückgerissen? Warum fragte sie im Traume, weshalb er sie so haßte?

Um nicht mit ihm weiter zu leben, hatte sie das Haus verlassen. Wenn nichts Anderes ihn gezwungen, hätte doch Drang ihn dazu getrieben, das Nämliche zu thun, — und sie würde geglaubt haben, er sei aus Haß gegen sie fortgegangen.

Was wollte, — was suchte sie hier, — hier an dem stillen, dunklen Wasser, das eben seine Sinne mit dämonischer Anziehungskraft überwältigt gehabt?

Ein Schauder, heiß und kalt zugleich, durchrittete ihm die Glieder; sein Herz klopfte, ihm ein wirres Brausen im Ohre erregend, mit unverständlicher Heftigkeit. Er konnte das sitzende Verweilen auf dem Boden nicht ertragen, sprang auf und trat hinter einen breiten Baumstamm. Dort stand er, ungewiß auf etwas wartend, mit unverwandt auf die Schlafende gerichteten Blide.

Und heller ward's; nun schoß ein blickender Lichtpunkt am Horizonte auf, wie ein Goldpfeil gerade in den Wald hinein. Ein paar Minuten noch, dann lag

das Gesicht Dode Lutgerjens von Sonnenstrahlen überfließen, und sie regte die Hände, bewegte den Kopf, fuhr halb aufrrecht empor. Blendend fiel das Gesindel ihr in die flüchtig geöffneten Augen, daß sie die Lider wiederum schloß.

Aber sie war nicht überrascht und bestremdet von dem, was sie um sich gesehen, wußte genau, wo sie sei. Auf der Wanderung im Traume hatte sie unablässig nach diesem Ziele gesucht und der kurze Ausblick ihr gedehnt, daß sie's erreicht. Dort unter dem überhängenden Gezweige lag der sichere Versteck vor ihr, wo sie Niemand fand, das Bett, in dem es sich so schön und ruhig und fest, ohne Furcht vor dem Aufwachen schlief. Sie brauchte nichts mehr zu überdenken, in ihrem Herzen, ihrer Seele stand Alles fertig. Einmal auf dem Wege war sie Follart begegnet und von thörichter Angst überwältigt worden, ihn anzurufen, zu fragen, warum er sie so haße. Er hatte nicht darauf geantwortet, nur mit der Hand deutend gesagt: „Geh' weiter und leg' Dich schlafen! Du bist müde, und gleich bist Du dort. Das Beste ist's für Dich und mich.“

Volles Licht überfließ die Welt, doch es war eigentlich noch nicht Tag, noch helle Nacht nur; kein Leben regte sich, die Vögel schwiegen, die Insecten flatterten noch nicht. Ein paar ruhige Athemzüge lang blieb Dode in ihrer sitzenden Stellung, dann erhob sie sich und bewegte die Füße vor. Es bot seltsamen Anblick; sie wachte und stand doch unter der Herrschaft des Traumes. Wie nachtwandelnd, mit geschlossenen Augen gehend, schritt sie sicher gegen die Au hinan. In ihrer gegenwärtigen Erscheinung kam ihr ganzes Wesen zum vollsten Ausdruck, das fremd in's Leben Hineingerathene, das im Traume in seinem Innern Hilfe suchen mußte, aus der Irre einen Weg zur Ruhe zu finden.

Zwei Schritte noch war sie von dem dunklen Wasser entfernt, da umfaßte von rückwärts plötzlich ein Arm fest ihren Leib, und eine bebende Stimme fragte: „Was willst Du?“

Sie schrak mit einem furchtbaren, ihren Körper durchfahrenden Stoße zusammen, offenbar von dem Tone erst aus halber Sinnesbewußtlosigkeit erweckt und aufgeschreckt. Ihre Lider öffneten sich, und ihre beiden Augen sahen wie zwei im Winde zitternde Glockenblumen dicht in das Gesicht Follart's.

Eine Secunde oder eine Ewigkeit lang brachte auch er kein Wort hervor, hielt sie nur unentriubar mit eiserner Kraft zurück. Dann rang er gewaltsam aus der Brust, über die Lippen:

„Wenn Du nicht, — wenn es Dir ein Triumph ist, sei's, — aber Du sollst es hören, einmal muß ich Dir's sagen. Ich hätte nicht aus Haß gegen Dich das Haus verlassen, sondern aus Liebe, die es nicht mehr ertragen konnte, so neben Dir fortzuleben.“

Ein todeslautloser Augenblick in der blickenden Morgen-sonne, dann ein Ausschrei. Als fässe ein Sturmstoß die beiden Glockenblumen, verschwanden sie; der Kopf Dode's fiel, wie der einer Leblosen vornüber und sie glitt in dem Arme Follart's zu Boden. Ein wahnsinniger Schreck durchfuhr ihn; war sie todt? Sie schien's; mit weißem Gesichte lag sie, ohne Bewegung, hörte nicht auf den angstvollen Ruf ihres Namens von dem Munde des neben ihr Knieenden. Besinnungslos fühlte er nach ihrem Herzen, — da kam der Schlag desselben ihm kraftvoll, hastig entgegen. Sie lebte, seine Unbesonnenheit hatte sie nicht getödtet, und ihr klopfendes Herz redete, was sie mit bewußtloser Ohnmacht überwältigt habe, eine Antwort auf sein Geständniß.

Eine Antwort, die ihm ihre Hand lassen, sie mit Klüssen bedecken ließ. Dazu sprach er, ob sie es auch nicht vernehmen mochte, die Lippen dicht über sie hinstreichend. Er mußte sich von lang Verschwiegenem befreien, sagen, was er um sie gelitten und in sich verschlossen. Sie lag noch wie todt, unfähig, ein Glied zu regen; die Erschütterung ihrer Nerven war eine zu jähe und ungeheure gewesen. Doch ihr Geist war nicht besinnungslos gelähmt, sie hörte jedes seiner Worte, trank es mit den leise athmenden Lippen in ihr Herz hinein. So stieg die Sonne langsam höher, und das hängende Gezweig der Au begann Schatten über die Liegende zu streuen.

Dann kam Bewegungsvermögen in die Hand Dode's, als sei in dieser von den Klüssen zuerst rückkehrendes Leben aufgeweckt. Sie suchte tastend nach der Hand Follart's, die sie fest umklammerte, stumm kundgebend, daß ihr schwanker Sinn einen Halt gefunden, den er nicht mehr verlieren konnte. Eine Weile blieb sie so noch liegen, ehe sie sich, von seinem Arme unterstützt, zum Sitzen aufrichtete. Noch mit geschlossenen Augen, und wie sie diese nun aufschlug, fiel der erste Blick derselben auf das dunkle Wasser vor ihr. Ein Schauder rüttelte sie, schnell wandte sie das Gesicht, schlang den Arm zu noch einem Halte um den Nacken des neben ihr Sitzenden und sprach als erstes Wort seinen Namen. Eine Welt von leidvergeßener Seligkeit klang daraus und doch auch noch Unbegrieffenes in der Frage, die sie nachfügte:

„Seit wann liebst Du mich auch, Follart?“
 „Seit einem Mittage, Dode, an dem ich Dich hier an der gleichen Stelle schlafend fand, und Glockenblumen über Dir mich mit Deinen Augen ansahen. Ein Geheimniß meines Herzens war's, das der Wald mir mit ihnen in der Geistermittagsstunde offenbarte.“

Er berichtete, wie er wohl eine Stunde, sie anblickend, schweigend drüben geseßen und, nicht von ihr bemerkt, anders fortgegangen sei, als er gekommen. Doch daran, an dem, was vorher gewesen, wollte er nicht rühren, und er brach ab:

„Seit wann liebst Du mich, Dode?“

Nun war's, als fliege noch einmal durch das schattende Gezweig ein Goldstrahl der Sonne in ihre Augen. „Seit wann? Du müßtest fragen, seit wann nicht, Follart, und ich wüßte auch darauf keine Antwort. Ich habe Dich geliebt, so lange mein Herz schlägt, schon als kleines Kind anders, mehr als eine Schwester. Ich kannte nichts, konnte

rissen; zu Tode erblaßt, schreckensstumm blickte er ihr in's Gesicht. Verwundert, doch nichts weiter, fragte sie: „Weshalb springst Du so hastig auf, Follart?“

Worten Lust machen. Unmöglich fiel's, sie in diesem Augenblicke mit dem Blitzschlage der Wahrheit nieder zu schmettern. Follart suchte, — suchte, — nach einer Erwiderung, brachte halb verworren hervor:

„Nein, zum Vater nicht, jetzt nicht. Sein Gemüth ist heftig erregt, — Du hörtest in der Nacht nicht mehr, er brachte uns die Nachricht, daß die Tina verloren gegangen sei. Aber sie selbst, Tina, ich will sie auffuchen, zu uns in den Garten rufen, — das ist das Beste, — komm!“

Nur er allein trug ja das Entsetzliche als Geheimniß in sich, Niemand in der Stadt wußte, ahnte davon. So war's nicht zwingend, daß er schon in dieser Stunde fortleiste; er konnte, mußte noch einmal mit Tina sprechen.



Arlecchino (1658).



Stenterello (1858).



Colombine (1688).



Tritellino (1580).



Rarcifino (1650).



Fedrolino (1673).



Pierrot (1846).



Balcanella (1700).



Santalone (1550).

Das Volks-Schauspiel der Italiener.

Zu dem Artikel „Von Bühnen-Kostüm“ von Robert Prösch, Seite 37.

nichts denken in der Welt, wie Dich; mein Auge und Ohr hing nur an Dir, und jeder Traum brachte mich zu Dir. Meine Liebe für Dich war all' mein heimliches Glück, und daß Du mich nicht liebtest, all' meine Lebensnoth und Trauer.“

Sie saßen, sich umschlungen haltend, glücklich Worte und Blicke tauschend, redend, wie sie wechselseitig sich von dem Anderen nur mit gesteigertem Widerwillen ertragen gewöhnt, hundertfältig täuschende, scheinbare Begründung dafür aus den letzten Monaten hervorjuchend. Dann sagte Dode einmal:

„Doch wie fandest Du mich in der Nacht, kamst darauf, mich hier zu suchen? Hättest Du während des Sprechens mit dem Vater gesehen, wohin ich ging? Das konntest Du doch nicht.“

Als ob die Erde plötzlich unter ihm geschwankt und ihn mit einem Stoße vulkanischen Ausbruchs in die Höhe geschleudert, flog Follart empor. Er hatte Alles vergessen gehabt, in einer Traumwelt gelebt, wo der selige Schlag des Herzens alle Gedanken des Kopfes ausgelöscht. Doch auf einmal sprang die Wirklichkeit, die ihn zur Nacht hierhergebracht, wieder gegen ihn an, einem Raubthiere gleich, wild, unerbittlich. Sein Arm hatte Dode nicht gelassen, sie mit vom Boden auf-

Ja so, sie wußte ja von nichts, von nichts als dem neuen, noch kaum glaubhaften Glücke. Sollte er ihr dies wieder in lichtlose Nacht zurückstürzen, auch ihr die Wunderjonne dieses jungen Morgens vom Himmel herabreißen, wie ihre arglose Frage es ihm gethan? Nein, um nichts, — und doch, was konnte, mußte er? Sterben konnte er ja nicht mehr, er wollte und mußte leben für sie, für sich selbst und durfte doch nicht bleiben. Stotternd antwortete er:

„Ich bin nicht mehr, — ich habe mein Amt niedergelegt, muß in fremde Welt davon, Dode, um mir einen Lebensunterhalt zu verschaffen. Was soll werden? Wir müssen von einander, — noch heute.“

„Von einander?“ Sie schlang schreckhaft den Arm um ihn, — „nein, nie mehr! Wo Du bist, bin ich! Mir kommt's, ich hörte noch auf dem Flur von einem Briefe, den Du geschrieben; das kann ja noch ungeschehen gemacht werden. Komm' zum Vater, ihm Alles zu sagen, — daß ich Deine Frau, daß ich die Frau Bürgermeisterin sein werde. O, wie das klingt, — wie das klingt! Wie Alle die Frau Bürgermeisterin beneiden werden!“

Sie lachte, wie sie's noch niemals im Leben gethan. Es war ihr nicht zu Sinn danach, aber das trunkene, von Glück überschwellige Herz mußte sich in närrischen,

Eine Hülfe gab's nicht, — doch um Dode's willen; — was er wollte, im Sinne trug, wußte er nicht. Er faßte die Wangen der Geliebten plötzlich zwischen seine Hände, sah ihr in die Augen und sagte: „Du willst sein, wo ich bin? So komm!“ Und er küßte zum ersten Male ihre Lippen; dann gingen sie.

Um fast zwei Stunden früher, bald nach dem ersten Aufjunkteln der Sonne, hatte Tina, zu einem Ausgange angekleidet, das Haus verlassen. Gleichmäßigen Schrittes wanderte sie auf der breiten Landstraße nach Westen entlang, deren Seitenränder, mit wildem Zaungrasgewucher hoch verwachsen, sich einsörmig neben ihr hinstruckten. Der Weg lag noch still, weder von Fußgängern, noch von Fuhrwerk belebt: einzig eine Goldammer wiegte auf schwanker Buschspitze ihre gelbe Brust im Glanzlichte des Morgens, ließ ihren kurzen Gesang hören, flog stets vor dem herankommenden Mädchen auf, sah abermals auf nidendem Gesträuche und wiederholte immer in gleicher Weise ihr eintöniges Lied. Es kam Tina, daß sie vor einiger Zeit gelesen, ein Dichter habe dasselbe in Worte übertragen, und nun vernahm

sie diese deutlich auch jedesmal; „Wie, wie, wie hab' ich dich lieb!“ Sie nickte; das sang der goldig in der Sonne schimmernde Vogel, nie von ihr erreicht, stets wieder ein halbes Hundert Schritte vor ihr: „Wie, wie, wie hab' ich dich lieb!“ Nur einmal hielt sie kurz an; die Straße hob sich etwas und bot über ein graues Feldheckthor hin einen Mühlblick auf die Hafensucht. Blau dehnte sich unter dem wolkenlosen Himmel das Wasser an den Horizont in die offene See hinaus, ein Schooner mit weißglänzenden Segeln lief in Kreuzschlügen darüber. Darauf verweilten die Augen Tina's so lange, daß die Ammer zweimal vom gleichen Baumstamm ihren Gesang anstimmen konnte; dann setzte sie den Fuß weiter.

Vor ihr links hinüber hoben sich hohe alte Ulmenwipfel, hinter denen, von hölzernen Pferdeköpfen am Giebel gekrönt, die Strohdachfirne mehrerer großen Scheunen halb hervortauchten; bald zweigte von der Landstraße ein breiter Baumgang dorthin ab, ließ an seinem Ende quer vor gelagert die viersensterige Vorderseite eines schloßartig stattlichen Gutsherrenhauses noch aus dem vorigen Jahrhundert gewahren. Darauf wandte sich die einsame Frühgängerin zu; unter dem dunklen Laubdache fiel jetzt Schatten mit einem kühlen Anhauche herab, daß es sie überfröstelte und ihre Hand unwillkürlich den leichten Sommerhawl auf der Brust zusammenzog. Die Goldammer war hierher nicht mit abgebogen, ihr Ruf tönte nur noch verflügend von der Straße nach, bald nicht mehr vernehmbar. Dagegen kam von den Scheunen und Stallgebäuden des großen Gutes Geräusch der erwachten Thätigkeit; man hörte sie, das Auge nahm noch nichts davon wahr.

Doch jetzt regte sich auch etwas. Durch die Stoppel eines schon abgeernteten Feldes schritt von der Seite her Jemand gegen den Baumgang, schwang sich mit kräftigem Satz über einen ziemlich breit abtrennenden Graben und stand unvorhergesehen auf einmal zwischen den Stämmen. Der Besitzer des Grund und Bodens war's, Asmus Lelenmerz, ersichtlich auf einer wirtschaftlichen Ueberschau haltenden Morgenunwänderung begriffen. Unweit vor Tina gelangte er durch den Sprung in den Weg, er hatte sie nicht bemerkt gehabt, wie sie ihn nicht. Nun stuzte er zurück, sein Gesicht übergoß sich urplötzlich mit einer hochrothen Färbung, mechanisch riß er nur hastig den breiten Kremphut vom Kopfe, doch stand wortlos wie angenagelt auf dem Flecke still. Um ein Wimperzucken lang that auch Tina das Nämliche, aber dann trat sie rasch, ihm die Hand zum Gruße hinstreckend, auf ihn zu und sagte: „Guten Morgen, lieber Freund.“

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Vom Bühnen-Kostüm.

Von Robert Prösch.

1.

Mit dreizehn Abbildungen.

In allen Zeiten war es, wie Shakespeare in Hamlet sagt, der Zweck der Bühne: „Der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Tugenden, der Schmach ihr eigenes Bild, und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen.“ Zu letzterem gehört auch das Kostüm, die Tracht und die Mode, und zwar um so mehr, je tiefer beide in den Sitten einer Zeit begründet sind, je mehr das Schauspiel diese Sitten zu schildern und zu veranschaulichen sucht. Natur und Kunst sind aber deshalb noch keineswegs dasselbe. Die Natur und Wirklichkeit auf der Bühne sind, wie sehr auch das Abbild des Lebens, doch noch von der Natur und Wirklichkeit im Leben verschieden. Die Bühne steht unter anderen Gesetzen, als dieses, weil sie wesentlich andere Zwecke verfolgt. Ihre Conventionen sind daher andere, und keine Kunst ist in gleichem Umfange an conventionelle Rücksichten und Formen gebunden, als die theatralische, vielmehr weil sie die zusammengekehrteste ist. Die scenische Ausstattung ist zu verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern eine sehr verschiedene gewesen, was theils von der veränderten Wirksamkeit der dem Menschen inwohnenden Grundtriebe, dem der Beharrung und dem zur Veränderung, sowie von der Verschiedenheit des Kunstbegriffes und Kunstgeschmackes abhängt. Die scenische Ausstattung hat daher ihre Entwicklung gehabt, und nicht alle Theile derselben haben immer gleichmäßig an letzterem Theil genommen, schon weil jeder Theil seine besonderen Conventionen hat.

Das Bühnen-Kostüm ist lange ein sehr conventionelles gewesen. Sollte es doch immer weit mehr dem Geiste und Zwecke der Dichtung, als dem wirklichen Leben entsprechen, und beruht das Kostüm der Wirklichkeit doch schon selbst in großem Umfange auf Uebereinkunft! Für die strenge Beobachtung des historischen Kostümes fehlte es ferner lange an genügendem Kenntniß desselben. — Betrachten wir das Kostüm der griechischen Bühne! Woher der Kothurn, der didyphliche Stiefel der Heldenspieler, und der Soccus, der niedrige Schuh der Komiker, die Polsterungen, Haarnurste und Masken? Hand man sie in der Natur und Wirklichkeit, welche man nachahmte? Gewiß nicht. Sie entsprachen und dienten vielmehr nur dem Geiste und Zwecke der die Wirklichkeit nachahmenden Dichtung. Man nahm zu jenen Abweichungen von der Natur seine Zuflucht, theils um die individuelle Persönlichkeit des Schauspielers, die man als Störung des beabsichtigten Eindrucks empfand, darunter verschwinden zu lassen, theils um der Darstellung eine Bedeutung zu geben, welche, obgleich sie Nachahmung der Wirklichkeit war, sie über diese hinaushob und geeignet schien, den Zuschauer in eine feierliche Stimmung zu versetzen.

Bei der feindlichen Haltung der christlichen Kirche gegen die griechisch-römische Bildung konnte das Theater der Alten zunächst kaum einen Einfluß auf die Ausbildung des mittelalterlichen kirchlichen Dramas gewinnen. Dagegen erhielten sich, wie die Masken der italienischen Stegreif-Komödie, der Commedia dell' arte, bewiesen, in den nebenherlaufenden welt-

lichen Volksspielen einzelne Elemente desselben. Ein ähnlicher Zusammenhang dürfte wohl auch zwischen ihm und den balletartigen Tänzen bestehen, die an den Höfen der Fürsten und in den Palästen der Großen gepflegt wurden, und aus denen sich das Ballet später entwickelt hat, da hier und dort die Maske eine so große Rolle spielte, daß man bis tief in's 18. Jahrhundert hartnäckig daran festhielt und derartige Spiele und Darstellungen wohl auch Masken und Maskeraden genannt wurden. Weisen die, die ältesten Ballets einleitenden und wohl auch zwischen die Akte der älteren Dramen eingelegten Tänze von Nohren, Wilden, Riesen und anderen grotesken Figuren doch sicher auf die Schaustellungen der fahrenden Leute hin! Noch die ersten Wandertruppen englischer Schauspielers waren von Tänzern und Springern begleitet, und selbst den Aufzügen des Frohnleichnamsfestes fehlten jene grotesken Figuren nicht.

Entscheidener noch weisen zum Theil die Gewänder, welche das Kostüm des mittelalterlichen kirchlichen Dramas bildeten, auf einen entfernten Einfluß des altgriechischen Theaters hin. Bemerkenswerth ist hierfür eine Beschreibung, welche sich von den Coventry-Spielen aus dem fünfzehnten Jahrhundert erhalten hat. Hiernach trug Christus einen weißen, schafsheidenen, mit Symbolen bemalten Rock, dessen Ärmel in Handschuhe ausliefen. Das Haupt bedeckte eine Perrücke. Die Füße waren mit rothen Sandalen bekleidet. Die Engel erschienen in weißen Chorrocken mit Klügeln. Sie schritten auf einer Art Kothurn, „Käse“ genannt, einher. Bei den Rollen der Frauen und Teufel waren auch Masken üblich.

Das mittelalterliche kirchliche Drama hatte einen überwiegend symbolischen Charakter. Später spielte die Allegorie eine große Rolle darin. Es entstanden die Streifspiele und Moralitäten. Beide nahmen auch realistische Elemente aus den Farcen, den Zwischen- und Fastnachtsspielen, auf. Das Kostüm wird diesen Einflüssen entsprechen haben. Es hat auch schon damals weder ihm, noch der scenischen Ausstattung überhaupt gelegentlich an Glanz und an Pomp gefehlt.

Obgleich die Italiener bei Gründung des Renaissances-Dramas das Drama der Griechen und Römer wieder herzustellen suchten, sahen sie dabei doch vom Kostüm der antiken Bühne ab. Dies mag sich theils aus der mangelnden Kenntniß des Bühnen-Kostümes der Alten, theils aber auch daraus erklären, daß Oper und Singspiel bei ihnen früher zur scenischen Ausbildung kamen, als die Tragödie. Der Gesang aber duldet keine Maske, und das Charakter-Lustspiel der Griechen und Römer, welches man lediglich nachahmte, hatte schon selbst dem Soccus, zum Theil auch der Maske entsagt. Dazu kam, daß das neue Lustspiel die Sitten der eigenen Zeit geißelte, daß die Tragödie ihre Stoffe nicht bloß dem griechisch-römischen Leben entnahm. Das antike Kostüm war also nicht durchgängig anwendbar, an historische Kostümtreue aber noch gar nicht zu denken. Man half sich daher mit bloßen Andeutungen, welche willkürlich genug waren. Im Uebrigen lag die Tracht der Zeit, in der sich noch Manches aus dem Alterthume erhalten hatte, dem Bühnen-Kostüm zu Grunde, welches sehr bald conventionell wurde. Conventionell war vor Allem das Kostüm der volkstümlichen commedia dell' arte.

Die beigegebenen Illustrationen stellen die Haupt-Typen der commedia dell' arte in den verschiedenen Jahrhunderten dar. Fast jede italienische Provinz wurde in dieser Stegreif-Komödie durch einen charakteristischen Typus repräsentirt. So feierte das übermüthige Neapel vor Allem die volkstümlichste Figur, den Pulcinella, bei, das Urbild des deutschen Hanswurst, und



Junge Löwen. Von W. Kuhnert. — Siehe Seite 39.

muß, um der sonst leicht zu starken Erweichung und Vertiefung entgegen zu wirken. Wer die Füße oft genug wäscht, der braucht kein warmes Wasser und hat um so weniger Erkältung zu fürchten, als die überempfindliche Haut durch kaltes Wasser am besten abgehärtet wird, wozu man nur durch sorgfames Abtrocknen und kräftiges Reiben den Blutzufluß und dadurch die Wiedererwärmung herbeiführt und, so weit es möglich ist, durch Bewegung und warme Bekleidung die nachträgliche Abkühlung verhindert. Solche zweckmäßig angeordnete kühlere Wäsungen sind auch das beste und dauernde Hülfsmittel nicht nur gegen gewohnheitsmäßig kalte Füße, sondern auch das wirksamste Erfrischungsmittel nach Anstrengungen und zugleich Schuhmittel gegen Wandlaufen

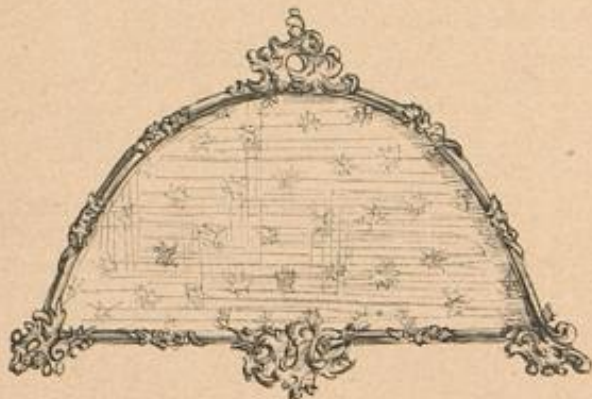
Der noch nicht durch Zahngang verordnete Fuß des Kindes zeigt uns, wie die griechischen Statuen, daß bei geschlossenen Füßen die inneren Ränder bis an die Rippen der Großzehen fast genau an einander liegen und daß von der Ferse mitte durch Ballen und Spitze der Großzehe eine gerade Linie gezogen werden kann. Beim Stehen ruht der Fuß auf Ferse, Ballen und äußerem Rande, während der innere Fußrand wie ein Gewölbe sich über die Standfläche spannt, die Höhe des Fußrückens aber nicht in der Mitte, sondern etwas nach innen von der Mittellinie gegen die Großzehe hin sich befindet. Im Fortschreiten wölbt der Fuß sich härter als beim ruhigen Stehen, wo er demgemäß etwas länger ist, und die Zehen krümmen sich mit ihren Knippen flechtend gegen den Fußboden, während ihre mittleren Gelenke sich emporwölben.

Der Schuh sollte den Fuß in dieser Form unterstützen und in seinen Bewegungen nicht hemmen; er muß also die Fußwurzel mit einer gewissen Spannung umschließen, namentlich auch den Innenrand unterstützen, damit im Stehen das Gewölbe sich nicht absackt, noch auch der ganze Fuß auf der Sohle nach vorn gleitet. Die fehlende Umliegeung begünstigt, besonders in den Jahren des Wachstumens, die Entstehung des schmerzenden und das Gehen erschwerenden Plattfußes, den wir vorzugsweise bei Mädchen, Mädchen, Lehrlingen, Kellnern u. s. w. finden, die vorzugsweise stehen, in weichen Schuhen oder Pantoffeln ihr Tagewerk verrichten. Die Sohlen der Schuhe sollten der Form jedes Fußes entsprechen, also in Schlußstellung mit dem vorderen Drittel ihrer Innenränder einander berühren, lang genug sein, um die völlige Streckung des Fußes und der Zehen zu gestatten und breit genug, damit nicht von den Seiten her ein lästiger Druck ausgeht wird. Das Oberleder soll über dem wirklichen Fußrücken, also nach innen von der Mittellinie, am stärksten gewölbt und über den Zehen weit genug sein, um sie weder faltig zu verschieben oder zusammenzudrücken, noch ihre Geh-Biegung zu hindern.

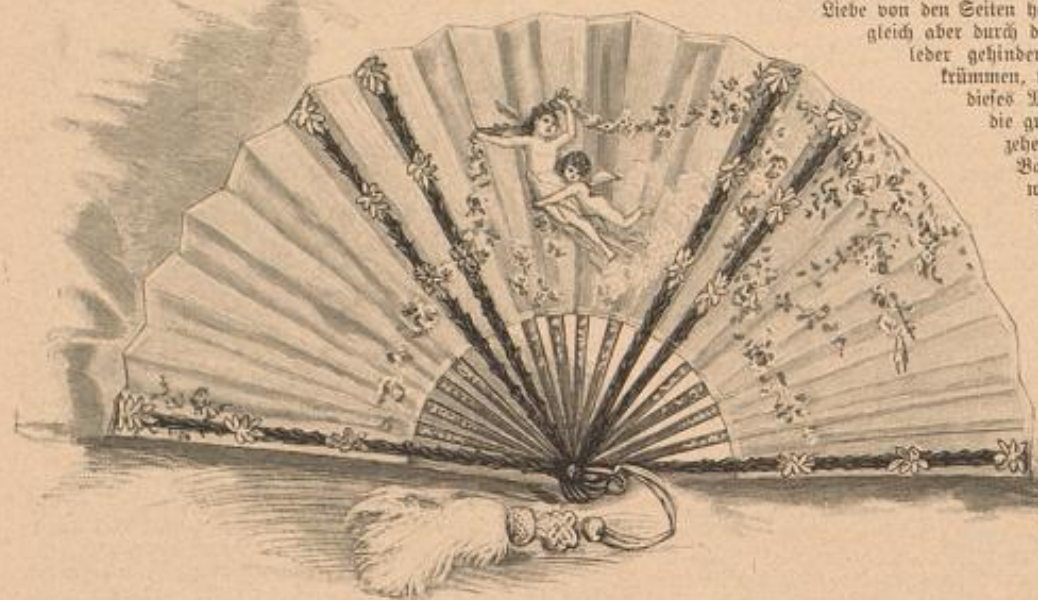
Statt solcher natur- und zweckgemäßen Schuhform sehen wir aber bei Kindern fast ausschließlich, bei Frauen überwiegend, Schuhzeug, welches für beide Füße getragen werden kann, also für keinen Fuß paßt; um zierlich zu sein, wird es schmal und spitz, mit engem Oberleder gemacht, sodas der äußere Fußrand gedrückt, der innere nicht unterstützt wird; in der Ballengegend kann der Fuß beim Gehen sich nicht ausbreiten, und was das Schlimmste ist, die Zehen werden jener thörlichen Eitelkeit zu Liebe von den Seiten her zusammengedrückt, zugleich aber durch das enge und straffe Oberleder gehindert, beim Gehen sich zu krümmen, wie sie sollten. Die Folge dieses Mißverhältnisses ist, daß die große Zehe nach der Kleinzehenseite abweicht und den Ballen vorspringen läßt, während die anderen Zehen zusammengequetscht, platt gedrückt oder über und unter einander geschoben werden. Die Druckstellen der Zehen, besonders der kleinen, welche noch darunter leidet, daß das Oberleder des Schuhs nicht über der Knöchelhöhe und der großen Zehe, sondern über der Fußmitte am höchsten ist und deshalb den Fuß nach außen drängt, bedecken sich mit harter Haut, die

verzierte Stäbe des hübsch geschnittenen, helleren Holzgestelles hinweggehen. Einem jungen Mädchen, einer Braut dürfte dieser Fächer eine deulungsvolle Gabe sein! Anderer Art, doch nicht minder künstlerisch behandelt, ist der runde Stiefel, von dessen schwarzen Kreppgrunde sich gelbe Blüten in voller Pracht abheben, umgeben von zarten weißen Blüten und fein nuanirtem Laub. Der schmalen goldenen Einfassung schließt sich der etwa 20 Centimeter lange Stiel an. Zur Aufbewahrung kostbarer gemalter, oft noch unmontirter Fächer, dienen durch eine Glascheibe abgeschlossene Fächerkasten mit Bronze-Rahmen, die gleichzeitig eine hübsche Wand-Decoration bilden.

G. F.



Fächerkasten.



Klappfächer mit Malerei auf Gaze, gemalt von A. Teyvermann in Berlin, Schönerstr. 10.



Stiefel mit Malerei auf Gaze, gemalt von A. Teyvermann in Berlin, Schönerstr. 10.

auf Fußreisen und dergleichen mehr. Tausendfältige Erfahrungen an mir selber und Anderen, die meinen Weisungen gefolgt sind, haben ausnahmslos bewiesen, daß davon auch bei erkrankten Füßen keinerlei üble Folgen zu fürchten sind, und daß die Wirkungen nicht bloß angenehmer, sondern auch kräftiger und dauernder sind, als alle spirituellen Wäsungen, die von ärztlichen und wasserscheuen Leuten unter solchen Umständen empfohlen und angewendet werden. Sie befördern den erwärmenden und ernährenden Blutumlauf, der den Fuß warm, seine Haut geschmeidig und widerstandskräftig, Muskeln und Sehnen stark und elastisch macht und durch die wohlthätige Ableitung von anderen Organen das allgemeine Wohlgefühl steigert, Schlaflosigkeit und mancherlei Kopfschmerzen beseitigt, und also auf nützliche Weise die betäubenden Schlafmittel ersetzt, die in der Hand des Arztes segensreiche Hülfsmittel sein, ungewöhnlich angewendet aber schweren Schaden anrichten können.

Mangelnde Hautpflege befördert ferner die Uebel, welche durch schlechthühendes Schuhzeug hervorgerufen werden, indem die spröde und unelastische Haut nach Druck und Reibung leicht Blasen und Wunden, oder Schwielen und Hornbildungen entstehen läßt, und dadurch Leiden erzeugt, die geradezu sprichwörtlich geworden sind. Statt den Schuh dem Fuße anzupassen, wird der Fuß gezwungen, sich dem Schuh gemäß zu formen, und gerade den zarten Füßen der Kinder wird damit am meisten Gewalt und kaum wieder gut zu machender Schaden angethan.

bald zu Hornaugen (Hühneraugen oder Leischornen) erstarrt, ihre Unterlage drückt und oft die heftigsten Schmerzen verursacht. Weiter wird der Nagel der großen Zehe nach der Kleinzehenseite verschoben, drückt sich hier in den Hautfalten ein und erzeugt das sogenannte Einwachsen des Nagels.

Die mannigfaltigen Leiden, welche hieraus entstehen, brauchen wir nicht zu schildern; wer sie fühlt, weiß auch, wo ihr der Schuh drückt, wenn er auch nicht weiß, warum es so ist; wer aber Tritt und Gang seiner Nebenmenschen beobachtet, der wird leicht schon von außen erkennen, welche Mißgestaltungen und Leiden der elegante Schuh hervorgerufen hat und so ungenügend verbirgt. Die Mode ist aber mit solchen Erzeugnissen nicht zufrieden: weil eine gewisse Wölbung des Fußes nicht nur den Schritt und Tritt leicht und federnd macht, sondern auch den Fuß von vorn gesehen länger und kleiner erscheinen läßt, als er thatsäglich ist, so wird die Ferse auf einen Absatz gestellt, je höher desto besser, mag auch die Ueberreibung nicht bloß ungesund sein, sondern die Federkraft aufheben, zum Stelzgang nöthigen und durch die erzwungene Beugung der Knie und Hüften jede Anmutigkeit der Haltung und Bewegung unmöglich machen.

Was Wunder, daß man kaum noch einen normalen und wirklich schönen Fuß zu sehen bekommt, daß das Gehen übermäßig anstrengt und daß Fußwanderungen selbst für die Jugend nur Beschwerden und Schmerzen, aber keine Freuden mehr bereiten! Die schlimmen Folgen für die Gesundheit und sogar für die Sittlichkeit, da andere Genüsse an die Stelle jener heilsamen zu treten pflegen, wollen wir nicht weiter ausmalen: aber es ist wahrlich Zeit, daß die Mütter sich des Ernstes der Sache bewußt werden und von früh auf dafür Sorge tragen, daß ihre Kinder wirklich passendes, also für jeden Fuß geformtes Schuhzeug tragen, und daß sie hieran, wie an regelmäßige Hautpflege der Füße so gewöhnt werden, daß es ihnen später unmöglich wird, davon abzuweichen. Sorgt dafür, daß nach den Stiefelschuh und Stelzhaken auch die Spitzschuhe auf Kimmertwiederkehr verboten werden und daß wir statt künstlicher Klumpfüße und Bolzen endlich normale, schön und leicht gehende Füße zu sehen bekommen. Machen wir die Mode und zwingen wir die Schuhmacher, nach unseren Füßen zu arbeiten, so wird es uns nicht bloß auf Wanderungen, sondern auch anderwärts besser gehen!

Dr. Fr. Dornblüth.

Ball- und Gesellschafts-Fächer. — Kunstvolle Malereien finden wir häufig auf eleganten Fächern, aber nicht immer ist die Ausführung eine so zarte, dem graziösen Gegenstande so angemessene, wie an unserer Darstellung. Blumenstreuende und zwischen Blumen dahinschwebende Amoretten heben sich plastisch von dem weichen Kreppgrunde ab, über den einzelne dunkel gebeizte und mit Gold-

Fragen.

Gläser zu reinigen. — Wir besitzen viele werthvolle, feine geschliffene Gläser, die durch jahrelanges Stehen grau und trübe geworden sind. Auf welche Weise kann man sie wieder klar bekommen?
Helene v. M., Vorpommern.

Verwendung von Apfelsinenschalen. — In unserem Hause werden sehr viel Apfelsinen verzehrt; ich habe bis jetzt die Schalen nicht geachtet, hörte aber, daß man sie auch benutzen kann und möchte wohl erfahren, auf welche Weise, da ich gern Alles im Haushalt verwerthe. Sparsame Hausfrau in Spandau.

Wild-Pastete. — Wer kann mir ein gutes Rezept für Wild-Pastete geben, zu der man vielleicht auch Bratenreste verwenden darf?
Junge Hausfrau in W.

Rathschläge.

Süße Osterpeise: Hühnerneist mit Eiern. — Man bedarf zu dieser sehr hübsch aussehenden und wohlschmeckenden Schüssel, die stets das höchste Entzücken der Kinder erregt, einer Anzahl leerer Eierschalen, die als Formen dienen, und die man zu diesem Zwecke sammelt, indem man beim Gebrauch von Eiern diese vorsichtig an der Spitze öffnet, sie austausen läßt, mit Wasser tüchtig ausspült und zur Zeit durch die kleine Oeffnung mit nachstehendem blanc-manger füllt, welches so steif wird, daß man das Ei wie ein hartgekochtes schälen, und den Inhalt dann verpeifen kann. Die Masse besteht aus 125 Gr. süßen und einigen bitteren Mandeln, die, gebrüht, abgehäutet, gerieben oder im Mörser gestoßen, mit einem Liter kochender Sahne übergoßen werden, in der $\frac{1}{4}$ Kilo Zucker aufgelöst wurde, und an einer warmen Stelle verdeckt ansziehen müssen. Ferner verrührt man 32 Gr. guter Gelatine mit kochend aufgewohlenen Wasser, thut sie in die heiße Mandelmilch, gießt das Ganze durch ein Haarsieb und füllt es mittelst eines kleinen Trichters in die Eierschalen. Auch kann man, wenn man den Eiern verschiedene Farben zu geben wünscht, $\frac{1}{4}$ des blanc-manger weiß lassen, $\frac{1}{2}$ mit Cochenille roth, $\frac{1}{2}$ mit Chokolade braun färben. Das Rest, in welches man diese Eier legt, besteht aus gekochtem Zucker. Man thut zu diesem Zwecke 1 Kilo in Stücke geschlagenen Zucker mit $\frac{1}{2}$ Liter Wasser in einen kupfernen Zuckerkessel zum fünften Grade ein, d. h. so lange, bis der Zucker, durch die Löcher eines hingedrückten Schaumlöffels geblasen, etwa erbsengroße Blasen bildet, oder bis ein Tropfen desselben, in kaltes Wasser geworfen, sich zu einer kleinen Kugel ballen läßt. Ist dies der Fall, so setzt man den Zuckerkessel in eine zur Hälfte mit kochendem Wasser gefüllte Kasserole und diese auf's Feuer, um so ein zu rasches Erkalten des Zuckers zu vermeiden. Inzwischen streicht man einen tiefen runden Porzellan-Kopf, oder besser eine Halbkegel-Form mit Mandel- oder feinem Olivenöl an, hält sie mit der linken Hand dicht an den Rand der Kasserole, aus der man mit der Rechten mittelst einer Gabel den Zucker aufhebt und ihn zu Fäden ziehend, recht gleichmäßig über Boden und Seitenwände der Form laufen läßt, diese mit demselben einspinnend. Sobald der Zucker erkalten und erhärtet ist, läßt sich die einem Keste gleichende Schale herausheben, und man servirt sie, rings von Mandelspähnen umstellt, mit den inliegenden Eiern. Ein zweites, consistenteres und sehr wohlschmeckendes Rest, das auch mit geschlagener Sahne gefüllt, servirt werden kann, bereitet man aus 1 Kilo gebrühter, geschälter, mit $\frac{1}{2}$ Liter Sahne und einer Stange Vanille weich gekochter Kastanien, die, kurz eingedämpft, trocken durch ein Sieb gestrichen werden. Nun bestreicht man den Boden und die Seitenwände einer glatten Form mit Butter und legt sie mit feinem Papier aus, thut $\frac{1}{2}$ Kilo Zucker zum Bruch (sechster Grad), vermischt mit diesem das Kastanien-Purée und drückt es mit einem Holzlöffel etwa einen halben Finger dick gleichmäßig in die Form. Ist es erkalten, so stürzt man es vorsichtig, hebt das Papier ab und läßt die Kruste an warmer Stelle ein paar Stunden trocknen, um sie dann mit folgender Chokolade-Glasur zu überziehen. 200 Gr. Chokolade löst man auf dem Feuer mit 8 Eßlöffeln Wasser auf, läßt sie einen Augenblick aufkochen, rührt sie mit $\frac{1}{2}$ Kilo sehr fein gestoßenen Zucker kurze Zeit auf dem Feuer, zieht sie dann zurück, rührt sie noch ein wenig und läßt sie einen Moment still stehen. Sobald sich eine ganz dünne Kruste zu bilden anfängt, ist die Glasur fertig und wird nun von allen Seiten über das Kastanien-Purée gestrichen, das ein dunkelglänzendes Aussehen gewinnen muß.

G. R.

Wäschehaken. — Soviel auch über den Wäschehaken schon geschrieben und gesprochen worden, so giebt es doch noch wesentliche Punkte, in denen ein Rath nicht überflüssig erachtet. Gewöhnlich stellt man dieses wichtige Möbel dorthin, wo es besten Platz findet, ohne auf die Temperatur des Standortes Rücksicht zu nehmen. Die Wäsche muß aber vor allen Dingen warm und trocken gehalten werden, der Schrank daher an einer Wand stehen, die womöglich von Heizungsröhren durchzogen ist. Auch vor dem Eindringen von Wasserdämpfen hat man ihn zu hüten. Die Feuchtigkeit erzeugt leicht Stockflecke, besonders bei größerem Vorrath, der nicht rasch durchgebraucht werden kann. Den Staub, der bekanntlich durch die dichtesten Jagen dringt, hält man am besten ab, indem man an der Rückwand jedes Faches ein Leinwand mit Stiften befestigt, welches vorn so lang überhängen muß, daß es über die darauf geschichtete Wäsche geschlagen werden kann.

G. S.

Fortsetzung auf der zweiten Seite der Beilage.